

1. Wartestand

(Waldenburg/Sachs., 26. April - 23. Mai 1944)

Als ich am 26. April 1944 nach dem sich über vier Monate erstreckenden militärischen Hilfseinsatz bei der Flak (Flugabwehr) und der unmittelbar darauf folgenden 10-wöchigen Dienstzeit beim RAD (Reichsarbeitsdienst) in mein Waldenburger Elternhaus zurückgekehrt war, sah ich mich in einen eigenartigen Zwischenzustand versetzt. Einerseits konnte ich mich wieder in meine vertrauten Zivilklamotten werfen und mich wie ein Zivilist aufführen, andererseits aber galt ich offiziell nicht als solcher, sondern als "Rekrut im Wartestand". Noch lag der Einberufungsbefehl zur Wehrmacht nicht vor, doch musste ich täglich sein Eintreffen gewärtigen. Wohl ereignete es sich hin und wieder einmal, dass auf Grund eines Registrierfehlers im Wehrbezirkskommando ein zum Wehrdienst Vorgemerkter über Wochen, ja Monate hinweg unbehelligt blieb, doch entging auf Dauer keiner den Fängen der allmächtigen Staatsgewalt, schon gar nicht im nunmehr proklamierten "totalen Krieg".

So wenig ich mich also hinsichtlich meiner nächsten Bestimmung irgendwelchen Illusionen hingeben konnte, so wenig war doch erst einmal die Erleichterung darüber zu übersehen, Schule und die beiden erwähnten Dienstverpflichtungen mit all ihren Belastungen hinter mir zu wissen und mich, wenn auch nur auf Abruf, wieder frei bewegen zu dürfen. Beseligt streifte ich durch Grünfelder Park und Muldenaue und ließ mich von den wärmenden Strahlen der Frühlingssonne durchfluten. Überall brachte sie Blüten- und Blattnospen zum Springen. Ohnehin war im Sachsenland die Natur schon viel weiter gediehen als im kontinentaler gelegenen Westpreußen, wo sich mein RAD-Lager befunden hatte. Als bald begleitete mich aber auf Schritt und Tritt wie ein bleierner Schatten die Vorstellung, das dem derzeitigen Ruhestadium einen unerbittlichen Schlusspunkt gebietende amtliche Schreiben könnte bereits ausgefertigt und unterwegs sein oder gar schon daheim auf dem Tisch liegen.

Allzu viel Zeit, sich meiner zu widmen, stand meinen Eltern nicht zur Verfügung. Vater hatte neben seinem eigenen Pfarramtsbezirk denjenigen des zur Wehrmacht abgestellten Amtsbruders in der Oberstadt mit wahrzunehmen und war beruflich somit mehr als ausgelastet. Und Mutter musste tagsüber ihrer Dienstverpflichtung in der Verwaltung des örtlichen Reservelazarets nachkommen. Seit ihrer völligen Ausbombung in Leipzig im Dezember 1943 weilten meine Großeltern mit in unserem Haus. Da verbrachte ich schon mal das eine oder andere Stündchen plaudernd bei ihnen in der für sie eingerichteten Kammer im Obergeschoss. Das niederschmetternde Erlebnis des Verlustes der gesamten Habe haftete den beiden Betagten schwer an. Ich aber sah mich außerstande, ihnen in geeigneter Weise Trost und neue Zuversicht zuzusprechen. Die meiste Zeit des Tages blieb ich mir selbst überlassen, was mich aber mitnichten anfocht, ja was ich nach den Wochen auferlegter Gemeinschaftsfron geradezu als Wohltat empfand. Wenn ich mich nicht auf Spazierwegen oder kleinen Wanderungen erging, saß ich klimpernd am Klavier oder über einem Buch.

An einem der ersten Tage suchte ich nochmals meine vormalige Schule auf, um dort den sog. Reifevermerk als Ersatz für das nicht mehr abzuleistende Abitur entgegenzunehmen. Ich sprach nicht als einziger vor. Kurt Pfau war, wenn mich mein Erinnerungsvermögen nicht täuscht, mit zugegen. Wir empfangen allerlei freundliche Worte und einen warmen, ermutigenden Händedruck von jedem unserer erreichbaren einstigen Pauker, wie grimmig sie uns vordem dann und wann auch angeraunt und verdonnert haben mochten. Noch deutlich entsinne ich mich der Begegnung mit meinem ersten Klassenlehrer. Sein Rufname Georg hatte ihm einst den eher liebevoll als anzüglich gemeinten Spitznamen "Schor-

chel" eingetragen. Er war den ihm anvertrauten Schülern stets mit viel Herz und Verständnis entgegengekommen und seiner freundlichen Wesensart wegen allseits geschätzt. An jenem Tag überschatteten Sorgenfalten sein gewohntes Lächeln. Diese und die auffallenden Pausen zwischen den Sätzen sagten mehr als seine vorsichtig gewählten Worte darüber aus, wie verhängnisvoll er die eingetretene Entwicklung für unser Land einschätzte. Unter der Anschuldigung, einem seiner Schüler abgeraten zu haben, angesichts der verschlimmerten Lage noch den Offiziersberuf anzustreben, sollte Schorchel nur wenig später denunziert und von Parteigrößen des Ortes vor die Alternative gestellt werden, entweder der Gestapo angezeigt und dann mit Sicherheit einem Konzentrationslager überantwortet zu werden oder sich freiwillig zur Waffen-SS zu melden. Notgedrungen entschied er sich für den zweiten Weg, gelangte an einem äußerst gefährdeten Frontabschnitt zum Einsatz und kam dabei ums Leben. Ein zutiefst tragischer Fall, doch gab es damals nicht wenige solcher Art.

Kurt hatte sich bereits zu einer beruflichen Laufbahn entschieden. Er wollte Bahnbeamter des gehobenen Dienstes werden und durfte als Anwärter auch sogleich seinen Ausbildungsgang im Bahnhof Wechselburg beginnen. Damit verfügte er nicht über das gleiche Ausmaß an Freizeit wie ich gegenwärtig, doch hatte er sich im Hinblick auf die Existenzsicherung nach dem Kriege mit diesem Schritt einen nicht zu unterschätzenden Vorsprung geschaffen. Tatsächlich sollte ihm nach der Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft trotz des staatlichen Zusammenbruchs an gleicher Stätte ein Wiedereintritt sofort möglich werden.

Mit anderen ehemaligen Schul- und Klassenkameraden von der Oberschule traf ich damals kaum zusammen. Wohl aber erinnere ich mich an eine unerwartete Begegnung mit dem schwerverwundeten Fritz Wetzig aus meiner Volksschulklasse. Von einem verwegenen Kampfeinsatz hatte er erhebliche Blessuren davongetragen. Dicke Bandagen um Hals und Schultern engten seinen Bewegungsspielraum stark ein. "Wir werden es schon noch schaffen", sagte er beim Abschied, mir anstelle der umgipsten rechten Hand die linke reichend. Sein Glaube, einer gerechten Sache zu dienen, der auch der Endsieg gewiss sein werde, schien noch ungebrochen zu sein. Fritz gehörte dem Geburtsjahrgang 1925 an, war aber faktisch nur zwei oder drei Monate älter als ich. Sein Verwundetenschicksal ging mir darum besonders nahe. Gegen Kriegsende sollte er erneut ins Kampfgeschehen geworfen werden und nicht wieder nach Hause zurückkehren.

Werner Kral, Sohn unserer Hinterhausbewohner und langjähriger Spielgefährte von mir, war als 1927 Geborener vom Ruf zu den Fahnen noch nicht unmittelbar bedroht und stand zur Zeit noch in der Sattlerlehre. Als er mich kurz nach meiner Rückkehr vom RAD erblickte, forderte er mich sogleich auf:

"Mensch, prima, dass du mal wieder hier bist. Da musst du morgen nachmittag um viere unbedingt auf die Wäschebleiche kommen. Dort mache ich nämlich artistisch so allerlei vor. Du wirst staunen, was ich jetzt alles für Nummern draufhabe."

Solcherart Selbstentfaltung gehörte die ganze Leidenschaft des in der Schule nicht gerade glänzenden und vor Ehrgeiz strotzenden, ansonsten aber pfiffig-durchtriebenen Burschen, der sich zwar nie so fußballvernarrt und wettlauf-freudig wie ich erwiesen, mir dafür im Erklimmen von Bäumen, in kraftathletischen und handwerklichen Fertigkeiten aber einiges voraus hatte. Es war ihm gelungen, zur angegebenen Stunde etliches Kindervolk aus der Nachbarschaft herbeizutrommeln, wobei die als zusätzlichen Anreiz gedachten, von ihm teils "hinten herum" besorgten, teils selbst zubereiteten Süßwarenerzeugnisse in einer Zeit, wo solche Produkte längst strenger Rationierung unterlagen, ganz offenkundig mehr Anziehungskraft ausübten als die eigentlichen Vorführungen. Diese setzten sich zusammen aus allerlei Firlefanz, aber auch gewagten Spagat-schritten, Handständen und seltsamen Körperverrenkungen. Dazu bot er Steptanz-einlagen und führte etliche allerdings leicht durchschaubare Zaubertricks vor. Zwar spendete ich Werner Beifall für seine Leistungen, ärgerte mich

insgeheim aber über die, wie ich fand, dreist und ungeniert gespreizte Art, in der er sich hier als Nummer 1 auf dem Pfarrguts Gelände zur Schau stellte, während mir lediglich die Rolle des Applaudierenden zugewiesen blieb. Letztlich musste ich mir aber selbst sagen, dem Stand der Jugendlichen ja nun nicht mehr anzugehören und im Grunde froh darüber sein zu sollen, als Gast hier noch einmal einen kurzen Blick über die hinter mir bereits niedergegangene Schranke zurück ins Kinderland werfen zu können.

Aus heutiger Sicht mag es Erstaunen, ja Befremden hervorrufen, wenn ich gestehe, als damals immerhin schon Achtzehnjähriger noch keine Freundin gehabt, ja selbst harmlose Kontaktaufnahmen zu Vertreterinnen des anderen Geschlechts ganz umgangen zu haben. Der in mir aus einer Mischung von Trotz und Furcht errichtete Sperrriegel drohte mit der Zeit aber, sich hemmend meinem natürlichen Reifungsprozess entgegenzustellen. Es kann daher nicht verwundern, dass sich als Reaktion auf solches Verhalten nun Kräfte zu regen und mich anzuspornen begannen, die selbst angelegten Bande endlich zu lösen. Eine kleine, im Grunde völlig belanglose Wahrnehmung am Wegesrand an einem der frühen Maientage bewirkte zwar noch keine nach außen hin sichtbare Verwandlung, wohl aber einen ersten spürbaren Umsteuerungsvorgang im Inneren:

Gelassen und in Gedanken schweifend schlenderte ich durch den Gersdorfer Wald bei Remse. Leuchtend frisches Grün prangte ringsum, die Vögel jubilierten in den Zweigen. Als ich das Gleis der Bahnlinie überschritten hatte und meine Augen zur Linken das ehemalige, nunmehr als bescheidene Wohnstätte dienende Wärterhäuschen überflogen, fühlte ich mich plötzlich von einer schon sommerlich kurzberockten, wohlproportioniert sich darbietenden Mädchengestalt auf eine seltsam zwingende Weise angezogen, obwohl die Auslöserin dieser Empfindungen mich entweder gar nicht bemerkte oder aber einer Blickerwiderung nicht für wert erachtete. Etwa in meinem Alter stehend, vielleicht auch ein wenig jünger, bewegte sie sich, rechts wie links einen gefüllten Eimer in der Hand, vom hinteren Teil des zum Gebäude gehörenden Geländes kommend, zum Hauseingang. Sie trug Holzschuhe an den Füßen, die sie aber nicht daran hinderten, zügig und geschmeidig voranzuschreiten. Lediglich eine über die Augenbraue fürwitzig hinweggeglittene Locke des blonden Haarschopfes schien ein wenig Missvergnügen zu verursachen. Vergebliche Anstrengungen unternahm die Lastenträgerin, zunächst mit Aufwärtspusten, dann mit energischem Rucken des Kopfes, den Störfaktor zu bändigen. Vor der Eingangstür setzte sie die Eimer nieder, streifte die Pantinen ab und klopfte sie kräftig gegeneinander, um sie von anhaftenden Erdkrumen zu befreien. Aus dem angrenzenden Gärtchen ließ sich eine Jungenstimme vernehmen. Was der etwa Zwölfjährige, offensichtlich ihr jüngerer Bruder, sagte, vermochte ich akustisch nicht aufzunehmen. Sie aber quittierte seinen Zuruf mit einem herzhaften Lachen. Dann wies sie ihn, den Arm ausgestreckt haltend, an, die Gartenpforte hinter sich zu schließen, und verschwand mit ihren beiden gewichtigen Behältern im Inneren des Häuschens. Mehr war es nicht, was sich da dem Auge dargeboten hatte, nur eine ganz simple Szene aus ländlicher Abgeschlossenheit.

Ein anderer an meiner Statt hätte sich vielleicht ein Herz gefasst und versucht, mit einem Halloruf oder unter einem mehr oder minder plausibel anmutenden Vorwand näheren Zugang zu dem frisch-fröhlich zupackenden Menschengeschöpf zu erlangen. Zu solch einer Attacke gebrach es mir aber an Schneid und Gewitztheit. Immerhin hatte die Idylle neben dem Schienenstrang der Muldenalbahn mitten im Waldrevier an einer zum Fußweg degradierten einstigen Landstraße und der Anblick der sportlich-natürlich erscheinenden Schönen mein Inneres so stark in Erregung versetzt, dass mich wenige Tage später meine Schritte erneut an dieser Stätte vorbeilenkten. Doch diesmal gab es nichts zu erspähen, das meine Seele hätte erwärmen können. Auf dem Hinweg erschienen das Wärterhäuschen und sein Umfeld wie ausgestorben, auf dem Rückweg war lediglich ein altknöchiges, reichlich mürrisch unter dem Mützenschild hervorlugendes Mannswesen zu entdecken, das sich am Schuppen zu schaffen machte.

Zu einem weiteren Annäherungsversuch kam es nicht. Auch später ließ sich die attraktive Unbekannte nie wieder ausfindig machen. Vielleicht hatte es sich ja auch nur um einen kurzfristigen Besuch oder eine vorübergehende Einquartierung gehandelt. In Gedanken freilich verfolgte mich ihre Gestalt und die mit ihr verknüpfte Vorstellung vom schlichten, aber kernigen Alltagsdasein fernab des bedrängenden Weltgeschehens sogar noch über Jahre hinweg, dabei einst empfangene reale Bildeindrücke mit nachfolgend entwickelten Traumphantasien bunt vermischend. In gewisser Weise Ergänzung und literarische Überhöhung fand solcher Gefühlszustrom, als ich mich in die Romanwerke Ernst Wiecherts und ihre beschwörenden Visionen vom einfachen Leben versenkte. Im Mai 1944 war mir jedoch noch keine Zeile des aus Ostpreußen stammenden Magiers der erzählenden Dichtkunst zu Gesicht gekommen. Zu jenem Zeitpunkt fühlte ich mich noch ganz zur Romantik alten Stils, insbesondere zu den Gedichten Joseph Freiherr von Eichendorffs, hingezogen. Mein Vater hatte mich verschiedene Male schon auf den von ihm seit Jugendtagen hoch geschätzten, in Oberschlesien geborenen und aufgewachsenen letzten deutschen Romantiker hingewiesen. Zwar gehörte Eichendorff in der NS-Zeit nicht zu den für unerwünscht erklärten Dichtern, er konnte sich merkwürdigerweise von offizieller Seite sogar einer gewissen Wertschätzung erfreuen, doch standen das Weltbild, das ihn erfüllte, seine schlichte, fromme, zuweilen versponnene Naturseligkeit und der warmherzige Ton seiner Bilder und Gedanken nach meinem Empfinden in einem diametralen Gegensatz zum brutal hämmernden machtgierigen Militarismus, dessen Knute Deutschland beherrschte und weite Teile Europas in Angst und Schrecken hielt.

Poetische Verse, in denen sich nach Romantikerart Sehnsucht, zugleich aber auch Verzicht niederschlugen, rührten an mein Herz. Zu zwei Eichendorff-Gedichten fielen mir am Klavier wie von selbst volksliedhaft geartete Melodien ein. Das eine trägt die Überschrift "Der Gärtner" und gibt das verzehrende Verlangen eines Gesellen der Blumenzunft nach seiner insgeheim angebeteten, für einen Mann seines Standes aber unerreichbaren Schlossherrin wieder. Wohl flucht er tausend Gedanken und Grüße in die von der Herrschaft bestellten Kränze ein, muss aber zugleich resignierend bekennen:

Ihr darf ich keinen reichen,
Sie ist zu hoch und schön.
Die müssen alle verbleichen,
Die Liebe nur ohnegleichen
Bleibt ewig im Herzen stehn.

So töricht der Vergleich auch sein mochte, fühlte ich mich bis zu einem gewissen Grade doch in eine ähnlich aussichtslose Lage und von Resignation bestimmte Gemütsverfassung wie der junge Gärtnergehilfe versetzt. Meine Melodie bekundet im übrigen weder schöpferischen Einfallsreichtum noch irgendwelche musikalischen Fertigkeiten. Im Grunde genommen hat der Dichter selbst sie dem Klangbild seiner Verse bereits unterlegt, und ich habe lediglich etwas davon herausgehört und in Notenwerte gekleidet.

Da sowohl das amtliche Schriftstück als auch mein seinerzeit geführtes Tagebuch verloren gegangen sind, kann ich heute nicht mehr angeben, an welchem Tag der Einberufungsbefehl im Hause Bahnhofstraße 3 in Waldenburg eingetroffen war. Ich schätze, dass sich dies etwa 14 Tage nach meiner Rückkehr vom RAD ereignet hatte. Damit fand der bis dahin bestehende, für Hoffnungen, wenn auch nur ganz vager Art, noch Raum gebende Schwebezustand sein Ende. Die gewährte Atempause stellte sich von nun an als klar abgegrenzt dar: Am Dienstag, 23. Mai 1944, hatte ich mich 12 Uhr mittags in der Kaserne des Grenadier-Ersatzbataillons 185 in Zwickau einzufinden. Der Charakter der zweiten Urlaubshälfte war somit gleich ein ganz anderer als derjenige der vorangegangenen. Jetzt zählte man jeden der verbleibenden Tage genau und versuchte, ganz zielgerichtet zu planen. Meine Eltern setzten trotz der ihnen auferlegten Verpflichtungen alles daran, um mit mir noch einige Stunden gemeinsamen Zusam-

menseins verbringen zu können. Die Vorgesetzten im Lazarett zeigten sich hinsichtlich der Freistellungs-Vergabe an meine Mutter sehr entgegenkommend. Und da mein Vater den ihm zustehenden Urlaub innerhalb der letzten Jahre nie voll ausgeschöpft hatte, konnte er wirklich guten Gewissens für seine Familie mal noch etwas von seiner ansonsten sehr bemessenen Zeit abzweigen.

Der erste dieser freigenommenen Tage fiel auf Mittwoch, den 10. Mai. Da entschlossen wir uns zu einer Bahnreise ins Thüringische mit dem Zielpunkt Greiz, der vormaligen Residenzstadt der Reußisch älteren Linie. Dort waren wir bei glühender Sommerhitze im August 1942 schon einmal gewesen nach vorangegangener langer Wanderung von Leubnitz aus quer durch den gesamten Werdau-Greizer Wald. Es hatte uns damals so gut in der nunmehrigen Kreisstadt mit ihren weitläufigen Parkanlagen gefallen, dass uns eine baldige Wiederholung wünschenswert erschienen war. Diesmal wählten wir eine etwas kürzere Anmarschstrecke. Von der Bahnstation Netzschkau-Mylau im Vogtland aus führte sie unter der gigantischen Göltzschtalbrücke hindurch. Was wir in Greiz selbst dann noch taten und uns ansahen, ist mir ganz und gar entfallen. Im Familienfotoalbum findet sich lediglich noch eine winzige verblichene Aufnahme, die uns vor einem auf einer Anhöhe gelegenen Pavillon gruppiert zeigt. In jedem Falle bedeutete solch ein relativ weitgesteckter Tagesausflug im 5. Kriegsjahr, wo der zivile Zugverkehr bereits stark eingeschränkt war und es auch tagsüber schon zu Luftalarmen kommen konnte, ein gewisses Wagnis. Ich weiß nur noch, dass wir auf der Rückfahrt von Greiz in Neumark umsteigen und dort längere Zeit auf den Anschlusszug warten mussten. Weitere Umsteigestationen waren Zwickau, meine künftige Garnisonsstadt, und Glauchau. Auf einem dieser Abschnitte irritierte uns in unserem Wagenabteil ein mit Bleistift an die hölzerne Rückenlehne gekritzelter, nur mühsam entzifferbarer Vermerk: "Am ... (unleserliches bzw. überstrichenes Datum) wird Bohlen bomb." Wer mochte solch eine düstere Prophezeiung oder Drohung wohl angebracht haben? Entsprach dieser Jemand der unheimlichen Schattengestalt mit dem Schlapphut, die überall abschreckend plakatiert war, um dem Betrachter den warnenden Spruch einzupfropfen: "Vorsicht, Feind hört mit!", ein feindlicher Agent also? Oder ein Hellseher? Oder hatte sich hier vielleicht nur die ungelenke Hand eines Halbwüchsigen versucht?

Mit Bohlen war unzweifelhaft die Ortschaft Böhlen vor Leipzig gemeint. Tatsächlich fielen nur wenige Tage später auf die dortigen großen Werkanlagen der Braunkohlenindustrie wie auf die von Leuna und Buna bei Merseburg erhebliche Mengen alliierter Bomben. Während der Mittagsstunde heulten auch in Waldenburg die Luftschutzsirenen auf. Es hielt mich aber nicht die gesamte Alarmzeit über in dem für diese Fälle vorgesehenen Schutzraum im Keller. Als das Himmelsgewölbe ein fernes, aber anhaltend dumpfes Brummen durchdrang, stürzte ich nach draußen, schaute hinauf und entdeckte in beträchtlicher Höhe einen riesigen Pulk viermotoriger Bomberriesen vom amerikanischen Typ Boeing Fortress (Fliegende Festung), begleitet von anderen Kampfmaschinen. Teils von mittäglichen Haufenwolken verdeckt, teils in der Sonne glitzernd, bewegten sich die Ungetüme wie im Paradezug. Während meiner gesamten Hilfsdienstzeit bei der Flakartillerie hatte sich mir solch ein Anblick nicht dargeboten. Da der Pulk nicht direkt über uns hinwegzog, sondern sich ein Stück seitwärts an uns vorbeibewegte, schnellte ich auf den oberen Dachboden und öffnete in der Hoffnung, von dort noch mehr als vom Hof aus erfassen zu können, die Dachluke, doch baten mich meine Eltern alsbald händeringend, solches provozierende Gebaren tunlichst zu beenden. Sie wollten sich begreiflicherweise keinen Rüffel vom Luftschutzbevollmächtigten einhandeln. Die nicht mehr auf nächtliche Bombenangriffe beschränkte, sondern nun auch am helllichten Tage beeindruckend dokumentierte Stärke der alliierten Luftstreitkräfte mitten über deutschem Hoheitsraum gab erneut viel Stoff zum Nachdenken über die Zukunft unseres Landes.

Über den zweiten Tagesausflug, den wir eine Woche später, am Mittwoch, 17. Mai, unternahmen, habe ich gleichfalls nicht allzu viel im Gedächtnis behalten. Von Rochsburg im Muldental aus suchten wir zunächst das wildromantische Brauseloeh, später das felsenreiche Chemnitztal auf. In diesem konnten wir uns zu unserem Bedauern nicht die gesamte Strecke am Fluss entlang halten, sondern mussten, was sich als anstrengend erwies, mehrfach auf Umgehungswege in halber Höhe ausweichen. Dennoch glaube ich, dass wir uns, wie auf der Greizer Tour, auch an diesem Tag über das schöne Wetter und das nochmalige gemeinsame Zusammensein von Herzen gefreut haben, dass das Wissen um die herannahende Trennung aber doch auch manchen Anflug von Wehmut beigemischt haben mochte. Bei Antritt der Rückfahrt von einem Haltepunkt der Chemnitztalbahn aus, möglicherweise Mohsdorf, gab es ein kurzes, wohl unvorgeplantes Wiedersehen mit meinem Klassenkameraden Kurt. Er schaute gerade aus dem Fenster des vor unserem Zug eingetroffenen Gegenzuges, der ihn von seiner Wechselburger Dienststätte nach seinem Wohnort Köthensdorf zurückbeförderte. Kurt hatte als Reserveoffiziersbewerber noch keinen Einberufungsbefehl in der Hand. Fast bekam ich Neidgefühle. Es war übrigens unsere letzte Begegnung vor Kriegsende.

Ein weiteres, mehr in die kulturelle Richtung führendes Ereignis erwartete uns zwei Tage später. Da sollten wir einer Einladung nach Chemnitz Folge leisten. Frau Marianne Hirsch, eine bereits verwitwete Klassenschwester meiner Mutter, hatte uns für den Nachmittag zu sich gebeten und uns für den Abend Karten zu einem gemeinsamen Besuch des Schauspielhauses besorgt. Auf dem Programm standen die ersten beiden Teile von Friedrich Schillers großer Trilogie "Wallenstein". Ihr Sohn Hatto gehörte wie ich dem Geburtsjahrgang 1926 an und hatte gleich mir, auch in Westpreußen, gerade den Reichsarbeitsdienst hinter sich gebracht. Auch ihm stand der Wehrdienst bevor. Wegen dieser unserer so parallelgerichteten Ausgangslage war es ihr ein Anliegen gewesen, uns beide noch einmal zusammenzuführen, zugleich aber auch die alte Schulfreundschaft mit meiner Mutter wieder etwas aufzufrischen. Hatto kannte ich bereits seit 1937 anlässlich einer Ferienbegegnung im Fichtelgebirge. Inzwischen hatte der damals eher sportbegeisterte Junge sich zu einem ausgesprochenen Theaterfan entwickelt. Später sollte er dann auch tatsächlich die Schauspielerekarriere einschlagen. Ich selbst war bis dahin nur ganz selten mal ins Theater gekommen. Schillers Dramen aber standen bei mir - und das nicht zuletzt unter Vaters prägendem Einfluss - hoch im Kurs. Etliche von ihnen waren ja auch im Deutschunterricht behandelt worden. Im Gegensatz zur heutigen Zeit wurde das Andenken an Schiller damals noch rege gepflegt, weit mehr als das an Goethe. Und so mancher Vers des großen Klassikers ließ sich zu jener Zeit ohne längeres Nachklopfen dem Zitatenschatzkästchen, das die Leute in sich trugen, entlocken.

Wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, waren Mutter und ich schon mittags von Waldenburg weggefahren, während Vater wegen einer amtlichen Verpflichtung erst am späten Nachmittag nachfolgen konnte. Nach einem kleinen Spaziergang am Rande des Küchwaldes entlang beugten wir uns dem werbenden Drängen eines bescheidenen Zirkusunternehmens und statteten dessen Tierschau einen kurzen Besuch ab. Obwohl neben Eseln, Ponnys und Ziegen nur ganz wenige Großtiere präsentiert wurden, fragten wir uns besorgt, ob angesichts der kriegsbedingten Nahrungsmittelknappheit die Betreuer überhaupt noch in der Lage seien, alle Mägen ihrer anbefohlenen Vierbeiner in auskömmlichem Maße zu sättigen. Pünktlich zur vorgegebenen Uhrzeit trafen wir dann bei Hirschs in der Würzburger Straße ein. Frau Hirsch war übrigens auch, wie meine Mutter, dienstverpflichtet bzw. regulär berufstätig. Sonst hätte sie uns gern etwas früher bei sich gesehen. Über unsere einzelnen Gesprächsgegenstände weiß ich heute nichts mehr mitzuteilen. Auch über die Qualität der Aufführung von "Wallensteins Lager" und "Die Piccolomini" vermag ich im nachhinein kaum noch sachgerecht zu urteilen. Bewegt, ja begeistert hatte sie mich aber ohne jeden Zweifel.

Lediglich die rein äußerlich etwas mickrig anmutende Gestalt des Generals Piccolomini entsprach in meinen Augen nicht gerade einer Idealbesetzung. Nun sollte man freilich berücksichtigen, dass im 5. Kriegsjahr den Bühnen kein weitgefächertes Reservoir an Künstlern und sonstigen Mitwirkenden mehr zur Verfügung stand. Unter solchen Voraussetzungen verdiente das Vorgeführte schon ungeteilten Beifall. Auch durften wir uns glücklich schätzen, dass die Vorstellung überhaupt hatte stattfinden können. Wie leicht wäre durch einen Fliegeralarm alles hinfällig gewesen!

Der Spätzug beförderte uns nur noch bis Glauchau. Von dort aus blieb nichts anderes übrig, als die 8-9 km lange Reststrecke über Reinholdhain, Remse und den zu nächtlicher Stunde völlig menschenleeren Grünfelder Park per pedes zu bewältigen. Weit nach Mitternacht erst kehrten wir übermüdet, innerlich aber dankbar und erfüllt wieder in unser häusliches Domizil zurück.

Nun bleibt nur noch eine an sich etwas ausgefallen erscheinende Begebenheit zu schildern, die Veranstaltung eines sog. Großen Bunten Abends am letzten Sonntag, 21. Mai, in unserem häuslichen Wohnzimmer. So etwas hatten wir auch schon in den Jahren zuvor verschiedene Male aufgezogen. Der Begriff war den damals gängigen und allgemein beliebten Rundfunksendungen gleichen Namens entlehnt. Zuvor stellten wir uns immer ein bestimmtes Programm zusammen und legten auf einem mit Schreibmaschine geschriebenen Handzettel seine Abfolge fest. Der Rahmen der Darbietungen war ziemlich weitgespannt. In ihrer Gesamtheit boten sie in der Tat eine kunterbunte Mixtur. Als gemeinsames Kennzeichen lässt sich allenfalls ihr mehr oder minder blühender Dilettantismus herausstellen. Grotesk mutete auch die Zusammensetzung der Zuhörer- bzw. Zuschauerschaft an. Im Grunde gab es eine solche gar nicht außer uns selbst. Da hatte der schon erwähnte Werner Kral mit seinen turnerisch-artistischen Vorführungen auf der Wiese ja noch eine ansehnlichere Kulisse vorzuweisen gehabt als wir. Immerhin waren wir am Abend des 21. Mai mit meinen ausgebombten Großeltern und unserer Haushaltsgehilfin Elsbeth sechs Personen. Möglicherweise hatte sich auch noch unsere treue Bekannte, Elfriede Jähne, mit eingefunden. Die Initiative zu dieser "Veranstaltung" war ohne Zweifel von mir ausgegangen. Den Einberufungstermin vor Augen, musste mich wohl das Bedürfnis übermannt haben, die liebgewonnene, wenn auch ein wenig absonderliche Gewohnheit von früher noch einmal aufleben zu lassen, gleichzeitig aber auch endgültig von ihr Abschied zu nehmen. Meine Eltern spielten, um mir diese Freude zu gewähren, das Spiel denn auch treu und ergeben mit.

Das am 21. Mai Dargebotene will ich hier im einzelnen nicht weiter beleuchten, nur kurz streifen: Da wurden einige anspruchslose Klavierstückchen zu vier Händen von Mutter und mir vorgetragen, Mutter gab eine heitere erzgebirgische Geschichte zum besten, während Vater einige Erlebnisse aus seiner Jugend- und Schulzeit zu Gehör brachte. Seine einstigen Pauker verstand er trotz des langen zeitlichen Abstandes noch immer höchst effektiv zu imitieren. Ich selbst verbreitete mich über das "Tierleben in unseren Wäldern", dabei wohl einiges vom aufgenommenen Schulwissen wiederkäuend, doch hatte dieses Thema schon immer zu meinen echten Interessensgebieten gehört. Alle Zusammengekommenen übten sich sodann im gemeinsamen Liedgesang. "An der Saale hellem Strande..." und "Stimmt an mit hellem, hohem Klang..." gelangten zweistimmig zur Ausführung. An den Kanon "Es tönen die Lieder, der Frühling kehrt wieder..." wagten wir uns sogar mit dreifachem Einsatz. Die Wände des ehrwürdigen Altstadt-Waldenburger Pfarrhauses müssen sich förmlich gebogen haben. Als eine Art Höhepunkt durfte als letzte Nummer des Abends die Lesung des 5. Aktes aus Schillers "Die Piccolomini", des zwei Tage zuvor in Chemnitz gesehenen 2. Teils der Trilogie "Wallenstein", gelten. Vater hatte den Part des Octavio Piccolomini übernommen, ich den seines Sohnes Max. Einführende Worte, Regieanmerkungen und die Aussagen der Nebenpersonen sprach Mutter.

Angemerkt sei noch, dass ich im Rahmen des "Bunten Abends" auch drei "Kompositionen" von mir vorstellte, und zwar die beiden schon erwähnten Eichendorff-Lieder und die Vertonung eines Gedichtes meines Vaters mit dem Titel "Auf der Friedrich-August-Höhe (Löbnitz bei Dresden)". Die Melodien trug ich, ohne die Noten schriftlich fixiert zu haben, lediglich mit mir geeignet erscheinenden Begleitakkorden auf dem Klavier vor. Es war erstaunlich, wie Mutter es verstand, trotz fehlender Notenunterlage sie gesanglich einfühlsam wiederzugeben. Besonders zu gefallen schien den wenigen Anwesenden das zweite Eichendorff-Lied mit dem Titel "Im Abendrot", obwohl von denkbar einfachem Webmuster. Über ein Jahr später griff Richard Strauss, einer der bedeutendsten deutschen Tonschöpfer, den gleichen Text auf und gestaltete daraus ein wundervolles Orchesterlied für Sopranstimme. Es gehört zu seinen allerletzten Kompositionen. Obwohl sich jeglicher Vergleich verbietet, empfinde ich noch heute eine Art klammheimlicher Freude darüber, rein zeitlich gesehen, noch vor dem großen Meister auf gleicher Fährte fündig geworden zu sein.

Ein Rotwein-Umtrunk ließ den harmonischen Abend ausklingen. Der nächste Tag gestattete kein schwelgerisches Nachsinnen mehr. Ich musste die notwendigen Utensilien für das Einrücken in die Kaserne zusammenpacken, mich behördlich abmelden und in der Nachbarschaft verabschieden. Der Uhrzeiger rückte gnadenlos vorwärts. Über dreieinhalb Wochen hinweg hatte ich, obwohl die dräuenden Schatten des Krieges ständig spürbar blieben, in meiner Kinderheimat noch einmal ein freundlich abgeschirmtes Inseldasein fristen dürfen. Nun aber galt es, das soeben Durchlebte streng nach hinten zu rücken, die Zähne zusammenzubeißen und im Vertrauen auf Gottes Beistand der gänzlich ungewissen Zukunft entgegenzuschreiten.